



Zwischen ihnen haben die Amerikaner im November die Wahl: Republikaner John McCain (links) und Demokrat Barack Obama. Die Erwartungen an sie sind hoch.

Fotos: dpa

Gesucht: Krisenmanager im Weißen Haus

US-WAHLEN I Der Nachfolger von George W. Bush muss den US-Bürgern angesichts der Wirtschaftskrise und der Terrorbedrohung ein neues Sicherheitsgefühl geben.

VON ULRIKE STRAUSS, MZ

REGENSBURG. Rund 85 Prozent aller Amerikaner sind unzufrieden mit ihrem gegenwärtigen Präsidenten, besonders die Finanz- und Wirtschaftskrise schlägt aufs Gemüt. Die Stimmungslage erinnert an den Beginn der 90er-Jahre, meint US-Politikwissenschaftler Gary C. Jacobson (Universität of San Diego, Kalifornien). Damals wurde George Bush senior als Präsident abgewählt, weil die US-Wirtschaft schrumpfte. Der Slogan „It's the economy, stupid“ („Es geht um die Wirtschaft, Dummkopf“) aus der Wahlkampagne des späteren Siegers Bill Clinton wurde zum geflügelten Wort. Auch bei der Wahl 2008 werden Wirtschaftsdaten eine entscheidende Rolle spielen, prophezeit der Politikwissenschaftler.

Keine Siegesgarantie für Obama

Seit US-Präsident George W. Bush seine zweite Amtszeit angetreten hat, fallen die Umfragewerte für seine republikanische Partei unaufhaltsam in den Keller. Nur im Bereich der Anti-Terror-Politik wird der „Grand Old Party“ (GOP) noch eine höhere Kompetenz attestiert als den Demokraten. Trotzdem gibt sich Jacobson vorsichtig: „Die gute Stimmung für die Demokraten ist keine Garantie, dass der nächste US-Präsident nicht Republikaner ist und John McCain heißt.“

Rückblende in den Vorwahlkampf: Jacobson spricht von einem „bislang einzigartigen Feld von Kandidaten“, das sich ab Januar dem Votum stellte. Bei den Demokraten hatte erstmals eine Frau ernsthafte Chancen auf die Präsidentschaftskandidatur; unter anderen bereicherten auch ein Spanischstämmiger (Demokrat Bill Richardson) und ein Mormone (Republikaner Mitt Romney) den Kampagnen-Tross. Letztlich setzten sich dann der Älteste (Republikaner John McCain) und ein Afro-Amerikaner (Demokrat Barack Obama) durch. Während sich allerdings bei den Demokraten mehrere ernsthafte Kandidaten im Vorwahlkampf tummelten, habe sich unter Republikanern rasch die Spreu vom Weizen getrennt. Der Schauspieler Fred Thompson etwa habe sich nur halbherzig zur Kandidatur entschieden und bald wieder zurückgezogen. Rudy Giuliani hingegen sei von einer guten Ausgangsposition ins Rennen gestartet. Der 64-Jährige wurde nach 9/11 als New Yorker Bürgermeister über die USA hinaus bekannt. Allerdings, so Jacobson, sei der Republikaner auch vorbelastet gewesen – private Probleme sowie seine ausgeprägte konservative Haltung ließen seinen Ruhm bei genauerem Hinsehen verblassen.

Mitt Romney hingegen, der als gemäßigt-liberaler Gouverneur von Massachusetts auf dem republikanischen Ticket kandidieren wollte, passte schlichtweg nicht in den GOP-Mainstream. Er lavierte in zentralen politischen Fragen und büßte rasch an Glaubwürdigkeit ein. Republikaner Mike Huckabee, der sich zu Weihnachten 2007 mit einem salbungsvollen TV-Auftritt in die Schlagzeilen katapultiert hatte, verschwand auch rasch wieder aus den Gazetten. In der Folge ist John McCain für die Republi-

kaner eine Art „Notlösung“ gewesen, resümiert Experte Jacobson. „Derzeit kann von den republikanischen Kandidaten nur McCain im Wettbewerb mit den Demokraten bestehen.“

Bei den Demokraten sei Hillary Clinton, einst First Lady und heute Senatorin von New York, als Favoritin in den Vorwahlkampf gestartet. Mit seinem Sieg in Iowa habe sich allerdings gezeigt, dass ihr Kontrahent Obama durchaus bei weißen Wählern punkten kann. Hillarys Kampagne habe dies nachhaltig geschadet, Obama sei fortan besser aufgestellt gewesen.

Der schwarze Senator fand seine Unterstützer fortan vorwiegend unter männlichen Wählern und in gehobenen Schichten – zu Clintons-Anhängern gehörten Frauen, Menschen aus niedrigen Einkommens- und Bildungsschichten, Weiße und in begrenzter Zahl auch Latinos. Mit Blick auf politische Positionen hatten die beiden Kandidaten ohnehin breite Übereinstimmung. Dies lasse sich auch an ihrem bisherigen Abstim-

mungsverhalten im Senat ablesen, berichtet der US-Wissenschaftler. Auf der republikanischen Seite laste das Erbe von Bush auf McCain, meint Jacobson. Auch die miese wirtschaftliche Stimmung, Inflation, evidente Mängel in der Gesundheitsversorgung und hohe Energiepreise seien ein Plus für seinen demokratischen Gegner. „Zu allem Überfluss hat McCain öffentlich eingestanden, von Wirtschaft keine Ahnung zu haben.“

Diffizile Suche nach Irak-Strategie

Als zweites Top-Wahlkampfthema hat der Experte den Irak ausgemacht. Eine Mehrheit der Amerikaner sei zwar gegen den Irak-Krieg, erkenne aber die Verantwortung der USA für die Zukunft des Zweistromlandes an. „Das könnte ein guter Ansatzpunkt für McCains Strategie sein“, so Jacobson. „Verkörpert McCain nur eine dritte Amtszeit von Bush, dann hat er schon verloren.“ Gerade in puncto Irak müsse der Republikaner sehr vorsichtig agieren: Würde er einen überstürzten Rückzug

verkünden, könnte er zwei Drittel der Republikaner vor den Kopf stoßen; würde er einen noch Jahre andauernden Einsatz voraussagen, könnte er zwei Drittel aller Wähler verärgern. Bislang hat sich McCain mit der Formel „Irak-Einsatz so lange wie nötig“ vor einer klaren Aussage gedrückt.

Jacobson geht davon aus, dass die Stimmung bald zugunsten eines Kandidaten umschlägt. „Beide werden in ihren Parteien die Reihen schließen, Ende August dann durchstarten.“ Spekulationen um „Running mates“ (Kandidaten für das Vizepräsidentenamt) mag Jacobson nicht befeuern. Nur so viel: Bei den Republikanern sieht er Außenministerin Condoleezza Rice nicht im Rennen; und Obama müsste entweder auf einen moderaten Demokraten setzen, der im Mittleren Westen als Gouverneur erfolgreich war, oder auf einen in Washington erfahrenen Politiker, der einen Sieg in den Südstaaten garantiert. Unten anderen sei bereits der Name von Ex-Senator Sam Nunn (Georgia) gefallen.

IM BLICKPUNKT: US-WAHLEN UND TRANSATLANTISCHE BEZIEHUNGEN



Diskussion rund um den spannenden US-Vorwahlkampf: US-Generalkonsul Eric Nelson, Professor Stephan Bierling, Michael Rühle, Dr. Reinhard Meier-Walser und Professor Gary C. Jacobson (v. links)

Foto: altfoto.de

► **Die US-Wahlen und das transatlantische Verhältnis** zählten zu den Themen einer Tagung an der Universität Regensburg, die Professor Stephan Bierling (Institut für Politikwissenschaft) und Dr. Reinhard Meier-Walser (Hanns-Seidel-Stiftung) veranstalteten. Die Tagung eröffnete der US-Generalkonsul in München, Eric Nelson.

► **Den Präsidentschaftswahlkampf** analysierte Professor Gary C. Jacobson, über die Rolle der Nato und das transatlantische Verhältnis diskutierten Wissenschaftler und Studierende mit Michael Rühle, Leiter des Redenschreiber-Referats in der Politischen Planungseinheit des Nato-Generalsekretärs. (ue)

Hillary Clinton schafft den eleganten Abgang

US-WAHLEN II Wenige hatten es ihr zugetraut: Die innerparteiliche Rivalin von Barack Obama tritt ins Glied zurück – wie weit, ist aber bislang unklar

VON PEER MEINERT, DPA

WASHINGTON. Viele hatten es ihr nicht mehr zugetraut – den eleganten Abgang, die Überwindung des Grolls, die Anerkennung der eigenen Niederlage. Doch Hillary Clinton, die „eiserne Lady“ dieses erbitterten Vorwahlkampfes der US-Demokraten, überrascht wieder einmal alle. Wochenlang hatte sie sich zuvor geweigert, die Niederlage anzuerkennen, klammerte sich an jeden Strohalm, hoffte, Barack Obama könnte doch noch ins Straucheln geraten. Dann, in einer fulminanten Rede im überfüllten Gebäude des Architektur-Museums in Washington, springt die Frau des Ex-Präsidenten an diesem Samstag über ihren eigenen Schatten, stellt sich in den Dienst des



Abschied für wie lange? Hillary Clinton

Foto: afp

Jüngeren. Und was sind ihre persönlichen Ambitionen?

„Das Leben ist zu kurz, Zeit ist zu wertvoll, und es steht zu viel auf dem Spiel, um darüber nachzugrübeln, was gewesen wäre wenn.“ Das sind wunderbare Sätze, das klingt nach „höherer Einsicht“ und nach Parteisoldat. „Wir müssen gemeinsam dafür arbeiten, was sein wird.“ Ihren Anhängern im Saal, vor allem den Frauen, wird es warm ums Herz, manchen stehen Tränen in den Augen. Und dann der changierende Satz, über den Anhänger, Medien-Leute und das Obama-Camp noch Wochen rätseln werden: „Wir werden gemeinsam Geschichte machen, während wir das nächste Kapitel amerikanischer Geschichte schreiben.“

Clintons Trumpf: Sie weiß, dass sie gebraucht wird. Wahlexperten betonen, mit den 18 Millionen Wählern und Wählerinnen, die im Vorwahl-Marathon für sie stimmten, habe sie sich eine Machtbasis geschaffen, an der kein Kandidat vorbeikommt, wenn er gewinnen will. „Beim Rennen um das Weiße Haus geht es mehr denn je um Frauen“, meint „New York Times“-Kommentatorin Jodi Kantor.

Was machen die Clinton-Wähler?

Schon ist von Sexismus unter den (männlichen) Journalisten die Rede, der zumindest Mitschuld habe an der Clinton-Niederlage. „Viele der prominentesten Fernseh-Leute haben sich wie Mittelschüler benommen“, schimpft Parteichef Howard Dean

über die TV-Machos bei der Wahlberichterstattung. Das alles hat so viel böses Blut gegeben, dass laut Umfragen nicht wenige Clinton-Anhängerinnen ernsthaft überlegen, den Republikaner John McCain zu wählen.

Doch was heißt: „Wir werden gemeinsam Geschichte machen“, wie es Clinton beschwört? Niemand, der sie kennt, meint, der Strategin Clinton seien solche Worte zufällig entschlüpft. Dazu gilt sie als viel zu überlegt, zu kühl. Fest steht, dass Millionen ihrer Anhänger das Amt der Vize-Präsidentin als einzig würdige Kompensation für „ihre Kandidatin“ ansehen. Barack Obama hat gesagt, er wolle die Frage des Vize in aller Ruhe und ohne Druck abwägen – von der Antwort könnte der Wahlausgang abhängen.